



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rothe, C.: Die Homerische Frage : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So berühren sich zuletzt unsre beiden Vorschläge, deutsche Universitäten, die deutsches Licht in das finstre Bolentum ausstrahlen sollen, und ein neuer deutscher Orden, der seine Ordensritter nicht mit Dekorationen behängt, sondern sie innerlich durchglüht mit Begeisterung für das Deutschtum, nach dem Worte des Dichters aus den Freiheitskriegen:

Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
Das deutsche Volk hat es gut gemacht.
Drum wird, solange die Welten stehn,
Das deutsche Volk nicht untergehn.

Laßt diesen neuen deutschen Orden das berühmte Wort Bismarcks vom 6. Februar 1888 als Wahlspruch annehmen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“ Als Wappen aber nehme der Orden an: das Bild des deutschen Erzengels Michael. In diesem Wappen und Wappenspruch vereinigt sich uralter mystischer Glanz mit moderner thatenfreudiger Kraft.



Die Homerische Frage

Von C. Rothe (in Friedenau)

(Schluß)



Alle diese Erwägungen reichen aus, Wolfs Einwendungen gegen die Einheit der homerischen Gedichte zu entkräften. Aber damit ist die schwierige Frage nach ihrem Ursprunge noch nicht erledigt. Denn es ist nicht bloß, wie es Knötzel, Jäger und Grimm thun, der Inhalt zu berücksichtigen, sondern auch die Form. Die homerischen Gedichte sind in einer ganz eigentümlichen Sprache überliefert, die in der Hauptsache das Gepräge des ionischen Dialekts trägt, daneben aber noch reichlich Spuren andrer Dialekte (des äolischen und attischen) zeigt. Hierzu kommt noch eine andre Eigentümlichkeit: die ungewöhnlich häufige Wiederholung ganzer Verse oder Verseile, ja langer Versreihen. Wie weit diese Wiederholungen gehen, zeigt die Thatsache, daß nicht weniger als 1804 Verse zusammen 4730mal vorkommen; ja wenn man von geringfügigen Änderungen absieht, so sind es 2118, die 5612mal erscheinen. „Rechnet man zu diesen noch die, die sich in ihren beiden Hälften oder in ihren einzelnen Teilen wiederholen, so beträgt die Zahl 9253 (Sl. 5605, Db. 3648) fast genau

ein Drittel sämtlicher Homerverse" (E. Schmidt, Parallelhomer, S. VIII). Und auch diese Zahl wird noch bedeutend vermehrt durch vereinzelt vorkommende Wiederholungen in andern Versen. In solchem Umfange finden sich jedenfalls Wiederholungen von Versen oder Versteilen auch nicht annähernd bei irgend einem uns bekannten Dichter. Auf sie hat deshalb auch in neuerer Zeit die Kritik besonders ihr Augenmerk gerichtet. Da man fand, daß einzelne Wendungen, ja ganze Versreihen an der einen Stelle besser in den Zusammenhang paßten als an einer andern, so wurde der auf den ersten Blick überzeugende Grundsatz aufgestellt, daß sie nur an der ersten Stelle ursprünglich gestanden hätten, an der zweiten oder dritten aber mehr oder weniger geschickte Nachahmung sein müßten. Damit war aber ein Mittel gefunden, nicht nur „echtes“ von „unechtem“ zu unterscheiden, sondern auch das Alter der einzelnen Teile von Ilias und Odyssee wenigstens relativ zu bestimmen, und von diesem Mittel ist reichlich Gebrauch gemacht worden.

Man mußte jedoch mißtrauisch über seinen Wert werden, wenn man sah, daß es zu Widersprüchen in der Auffassung führte, daß die einen eine Stelle für schön und echt hielten, die andre gerade als Erzeugnis „elenden Nachahmerstils“ ansahen, und umgekehrt. Deshalb habe ich die ganze Frage eingehend untersucht (a. a. V.) und bin zu dem Ergebnis gekommen, das bisher unwiderlegt geblieben ist, daß diese Wiederholungen allein kein hinreichendes Mittel bieten, das Alter einzelner Teile der homerischen Gedichte zu bestimmen, da, von andern Gründen abgesehen, sich selbst in den besten Teilen der homerischen Gedichte, in solchen, die die Kritik für die ältesten erklärt hat, sehr zahlreiche wiederholte Verse finden, die zum Teil hier weniger passen als an andern Stellen, und umgekehrt, daß in dem allgemein als ganz spät angesehenen vier- undzwanzigsten Gesange der Odyssee noch immer Szenen vorkommen, die hier angemessener sind als in frühern Gesängen, vor allem aber, daß die Wiederholungen so ziemlich in gleichem Verhältnis in ältern und jüngern Teilen Anwendung finden.

Wie ist diese überraschende Thatsache zu erklären? Man könnte annehmen, daß der Dichter, wie wir es von neuern Dichtern bestimmt wissen, einzelne spätere Teile früher gedichtet habe als die, die ihnen der Handlung nach vorausgehen. Aber dazu stimmen dann wieder nicht andre Szenen oder Verse, da sie hier schlechter passen als an der andern Stelle. So ist eine andre Erklärung vorzuziehen, die uns zugleich einen Blick thun läßt in die Dichtungsweise Homers und zu einer richtigern Wertschätzung seiner Kunst führt.

Die Sprache Homers ist wie keine andre formelhaft. Das geht soweit, daß in einzelnen Verbindungen die Sprache erstarrt oder versteinert genannt werden kann, d. h. gewisse Ausdrücke sind vielleicht schon vom Dichter nicht mehr verstanden, sicher nicht mehr lebhaft empfunden worden. Es gehören dahin vor allem die stehenden Beiwörter, die sich immer an derselben Stelle

des Verses finden oder immer nur mit denselben Eigennamen verbunden werden. Sie sind uns zu einem großen Teile völlig unverständlich, für einzelne sind die verschiedensten Bedeutungen (z. B. für *ἀρτύερος*, das Boß mit „unfruchtbar“ übersezt) aufgestellt worden, oder sie werden selbst dann angewandt, wo sie für die augenblickliche Lage nicht passen. So hebt am hellen Tage Nestor in der Ilias, Polyphem in der Odyssee die Hände zum „gestirnten“ Himmel empor, und die Gewänder, die Naufikaa zum Strande fährt, um sie zu waschen, werden auch in diesem Zustande „glänzend“ und „schimmernd“ genannt. Es sind das eben stehende Beinwörter des Himmels oder der Wäsche; die augenblickliche Lage kommt dabei gar nicht in Betracht. Aber das Formelhafte in der Sprache Homers geht noch viel weiter. Bestimmte Handlungen, wie das Bereiten von Mahlzeiten, Essen, Trinken, Aufstehen, sich Ankleiden, Schlafengehen, Opfervorbereitung und Ausföhrung, Ankunft und Abfahrt der Schiffe und anderes werden immer mit denselben Worten oder nur mit geringen Abweichungen geschildert und dabei große Härten nicht vermieden. Ja noch mehr: selbst Ausbrüche der Leidenschaft, des Zornes und der Liebe, der Freude und der Trauer, Anrufung der Götter zu Gelübden oder Verwünschungen, bestimmte Befehle und Aufträge, Kampfeschilderungen tragen ein außerordentlich gleichmäßiges, formelhafes Gepräge, das auf lange Kunstübung zurückgehen muß.

Bringen wir damit in Verbindung, daß in den homerischen Gedichten ein reicher Sagenschatz als bekannt vorausgesetzt wird, daß wir nicht selten Anspielungen auf Sagen finden, die von der Handlung in den Gedichten selbst weit abliegen und für uns zum Teil ganz unverständlich sind oder erst durch Anmerkungen der Scholiasten oder durch spätere Überlieferung verständlich werden, so ist ein Schluß wenigstens auf das relative Alter Homers und seine Bedeutung als Erfinder und Gestalter des Stoffes möglich. Es muß eine sehr lange Zeit epischen Gesanges und sagenfreudigen Schaffens vorausgegangen sein, und die Erzeugnisse dieses Dichtens müssen Gemeingut, wenn nicht des ganzen Volks, so doch sicher der Sänger und der Fürstengeschlechter geworden sein. Jeder Sänger muß an diesem Stoff auch die eigentümliche epische Sprache gelernt und die Fähigkeit gewonnen haben, Lieder längern oder kürzern Inhalts mit mehr oder weniger wörtlicher Anlehnung an eine bereits vorhandne Form zu dichten und vorzutragen. Diese Annahme wird vollständig bestätigt durch Zeugnisse aus den homerischen Gedichten selbst. In der Ilias singt Achill, der tapfere Held, als er sich grollend vom Kampfe zurückgezogen hat, die „Ruhmesthaten der Männer“ (IX, 189), also doch wohl epische Lieder, und in der Odyssee fordert Odysseus den Sänger Demodokos auf (VIII, 487 ff.), das Lied vom hölzernen Pferd und Trojas Einnahme zu singen, und der Sänger geht ohne Zögern auf diesen Wunsch ein. Es wird also die Kenntnis dieses (wie vieler anderer Lieder) nicht nur (zufällig) bei dem Helden, sondern auch ohne allen Zweifel bei dem Sänger vorausgesetzt.

Ist aber deshalb Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt das Erzeugnis des „dichtenden Volksgeistes,“ wie es noch in letzter Zeit Erhardt (Die Entstehung der homerischen Gedichte, Leipzig, 1894) genauer auszuführen unternommen hat, oder das Werk eines „stümperhaften Redaktors“ oder „Flickpoeten,“ der aus den verschiedensten größern oder kleinern Lappen ein buntes Kleid von häßlichem Ansehen zusammengeschnitten und so grob genäht hat, daß überall die Nähte noch sichtbar sind, ja zum Teil aus den Flecken noch ein volles prächtiges Gewand hergestellt werden kann? Ich sage nein, weil ich in der eigentümlichen Gestaltung des Stoffes das Wirken eines großen Dichters zu verspüren glaube. Wer der entgegengesetzten Ansicht ist — und es sind deren heute nicht wenige —, bedenkt nicht, daß das Material zu einem Gebäude noch nicht das Gebäude selbst ist, daß die Farben noch nicht das Gemälde selbst sind, daß es, um das Gebäude, um das Gemälde herzustellen, einer schöpferischen That bedarf. Die drei größten griechischen Tragiker, Aeschylos, Sophokles und Euripides, haben denselben, schon lange vorher im Epos behandelten Stoff zum Gegenstand ihrer großartigen Tragödien gemacht, und doch wie verschieden ist, obwohl sie dieselbe bekannte Sage behandelten, des Aeschylos Orestie (oder richtiger nur seine Choephoren) von des Sophokles und Euripides Elektra! Wer würde nicht jede dieser Dichtungen als das eigenste Werk ihrer Dichter gelten lassen? Oder, um ein uns näher liegendes Beispiel zu wählen, wie verschiedenartig ist, obwohl der geschichtliche Stoff derselbe ist, die Behandlung der Jungfrau von Orleans bei Shakespeare (in Heinrich IV, T. I), bei Voltaire (La Pucelle) und bei Schiller! Jede dieser Dichtungen trägt durchaus das Gepräge ihres Schöpfers, ist sein eigenstes Werk. Was hindert uns, anzunehmen, daß Homer genau ebenso der überlieferten Sage, die bereits in bestimmter Form die Thaten der Helden vor Troja und ihre Leiden auf der Rückkehr sang, gegenüberstand, daß er ihr seinen Geist eingehaucht und Werke geschaffen hat, die alle, die vor ihm und nach ihm denselben Stoff behandelten, vollständig verdunkelt haben, wie es auch bei Schillers Jungfrau von Orleans gegenüber den Dichtungen seiner Vorgänger der Fall ist?

Freilich kommt für Homer noch etwas hinzu: er hat nicht den Sagenstoff, sondern auch Sprach- und Versgut seiner Vorgänger in reichlichstem Maße benutzt. Das beweist nicht nur das Eigentümliche der Sprache (die Mischung der Dialekte) und das Formelhafte im Ausdruck, sondern auch der kunstvolle Bau des Verses, der diesen Wohlklang, diese Geschmeidigkeit erst nach langer Kunstübung erreichen konnte. Aber auch dieser Umstand schmälert seinen Ruhm nur wenig, macht vielmehr sein Schaffen nur begreiflicher, da er nun nicht mehr in einsamer, unnahbarer Höhe wandelt, wie kritiklose Bewunderung lange geglaubt hat, sondern andern Dichtern in der Art seines Schaffens menschlich nähertritt. Denn ganz wie er, verfuhr Shakespeare mit dem „herrenlosen Gute“ dramatischer Dichtung, das er vorfand. Unzählige Verse, ja ganze

Szenen hat er ihnen entlehnt, wie gelehrte Untersuchung festzustellen noch imstande gewesen ist. Und so verfahren auch die frommen Liederdichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die sich selbst nicht scheuten, bekannte Volkslieder durch Änderung weniger Worte und Beibehaltung der Melodie in geistliche umzuwandeln.*) Ebenso ist, um nur dies eine Beispiel noch zu erwähnen, Goethes „Heidenröslein“ aus einem alten Volksliede, zum Teil unter wörtlicher Benutzung, entstanden. Niemand aber zweifelt daran, daß dieses Gedicht trotzdem Goethes volles Eigentum ist.

In den zuletzt angeführten Fällen können wir die „Quellen,“ aus denen der Dichter geschöpft hat, noch nachweisen. Bei Homer ist das unmöglich; dennoch berechtigt uns nichts, zu glauben, daß er anders verfahren sei. Das Maß seiner Abhängigkeit von seinen Vorgängern wird sich, da uns deren Dichtungen bis auf den Namen selbst verloren sind, nie nachweisen lassen; ich muß die Versuche der Neuern, dies durch eine scharfsinnige Analyse der Gedichte oder sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs oder der Eigentümlichkeiten im Versbau zu erreichen, für verfehlt halten. Die Analyse der Gedichte geht nur von Forschungen des Verstandes aus und trägt der Phantasie des Dichters zu wenig Rechnung.

Ist nun die angespannte hundertjährige Arbeit auf diesem Gebiete der Forschung vergeblich gewesen, weil wir die Ergebnisse selbst der vorsichtigsten Gelehrten ablehnen müssen? Nein, so steht es doch nicht. Alle menschliche Erkenntnis geht nie in ganz gerader Linie vor sich. Irrungen und Umwege liegen in der menschlichen Natur begründet, und der Streit ist, wie schon ein alter Philosoph erkannt hat, der Vater wie von allem andern, so auch von jeder wahren Erkenntnis. Die homerische Frage ist nur den Weg aller großen Streitfragen, nicht bloß der wissenschaftlichen, sondern auch der religiösen und politischen gegangen. Der entschiedne Angriff auf die blinde Bewunderung, die Homer in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoß, hat freilich vorübergehend dahin geführt, daß er bei nicht wenigen geradezu in Verachtung geriet, daß jeder angehende Forscher auf diesem Gebiete sich nach dem Beispiel berühmter Meister durch scharfen Tadel dieses oder jenes Teiles der Gedichte einen Namen zu machen suchte. Aber der Angriff auf den Dichter hat auch die Verteidigung geweckt, und nach manchen verunglückten Versuchen sind wir zu einer gerechten Würdigung seines Schaffens und seiner Kunst gelangt.

Das Wunder, daß am Anfange der für uns erreichbaren griechischen Litteratur ein vollendetes Kunstwerk steht, hat durch die Forschung der letzten hundert Jahre seine ausreichende Erklärung gefunden. Homer steht eben nicht

*) So wurde z. B. aus dem Volksliede: „Innsbruck, ich muß dich lassen, Ich fahr dahin mein Straßen, In fremde Land dahin usw.“ das geistliche: „O Welt, ich muß dich lassen, Ich fahr dahin mein Straßen Ins ewig Vaterland.“ Vergl. meine Schrift: Die Bedeutung der Wiederholung, S. 159, wo ich mehr dergleichen Beispiele angeführt habe.

am Anfange, sondern auf dem Höhepunkte der epischen Dichtung der Griechen. Die Untersuchungen, die einen „Kern“ aus Ilias und Odyssee und andererseits fremde Zusätze auszuschneiden unternommen haben, sind zwar darin als gescheitert anzusehen, daß sie die verschiedenen Bestandteile bis auf den Vers glauben sondern zu können, aber sie haben es doch im höchsten Maße wahrscheinlich gemacht, daß schon vor Homer nicht bloß Einzellieder, sondern auch größere zusammenhängende Dichtungen vorhanden waren, an denen sich Homer ein Muster nehmen und die er in seinen Werken verwenden konnte. Zu demselben Ergebnis führen die Beobachtungen des Sprachgebrauchs. Wenn wir selbst in den besten und ältesten Teilen der Dichtungen viel formelhafte Wendungen und ganze Versreihen finden, die bei strenger Beurteilung an der betreffenden Stelle nicht ganz passen, so beweist das, daß Homer auch das vorhandne Versgut reichlich benutzt hat, an der einen Stelle mit größerem, an der andern mit geringerem Glück — wie es menschlich ist. Aber — und das hat Homer zum wirklichen Dichter gemacht — diese Abhängigkeit ist keine sklavische, sie hat die mächtige Entfaltung dichterischer Eigenthätigkeit nicht gehindert. Gerade wo er zum Herzen spricht, wo er selbst am meisten innerlich erregt erscheint, ist auch seine Sprache freier und edler, während Szenen, die für die Handlung gleichgiltiger sind, auch sprachlich oft die größten Anstöße bieten und deshalb zu so wegwerfendem Urtheil geführt haben. Aber auch damit steht Homer nicht allein da. Ich will nur auf den ähnlichen Wechsel bei Shakespeare hinweisen, und auch von Schiller ist bekannt, daß er die Dichtungen, die ihn gemüthlich interessirten, auch sprachlich edler und erhabner gestaltet hat.

Der Streit über Homer ist mit außerordentlicher Heftigkeit und Erbitterung geführt worden; schonungslos und in den stärksten Ausdrücken haben die Gegner einander angegriffen wie nur irgend in einer religiösen oder wirtschaftlichen Frage. Wenn jetzt auch auf diesem Gebiete, wie im achtzehnten Jahrhundert nach den erbitterten Religionskämpfen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, größere Ruhe eingetreten ist, so mag uns das ein Trost sein und zugleich die Hoffnung geben, daß andre Streitfragen, in denen wir jetzt mitten drin stehen, und die uns durch ihre Heftigkeit erschrecken, allmählich einer ruhigen und gerechtern Auffassung Platz machen werden.

